

# Die Heuscheuer in Heidelberg

Von Manfred Huwer und Ludwig Merz, Heidelberg

Zu Beginn des Wintersemesters 1965/66 wurden die Hörsäle der umgebauten alten Heuscheuer in der Altstadt Heidelbergs zum ersten Male von Studenten benützt. Der Name „Heuscheuer“ ist sicher eine für Universitätsgebäude nicht gebräuchliche Bezeichnung und bedarf wohl einer näheren Erklärung. Der so benannte Bau wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts errichtet; er steht unter Denkmalschutz. Als Standort für die 23,78 m hohe Zehntscheuer hatte man den Platz des einstigen nordwestlichen Eckbollwerks der mittelalterlichen Stadtbefestigung gewählt. Diese doppeltürmige Wehranlage war im Orléansschen Krieg zerstört worden. (Wir werden am Schluß unserer Ausführungen noch einge-

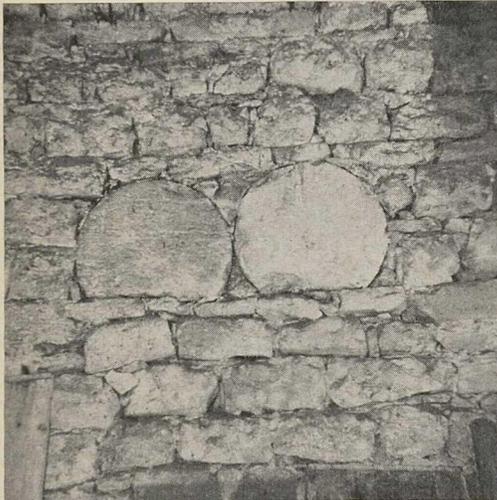
längst vergessener Jubiläen. Als ernstes Erinnerungsstück aus dem Ersten Weltkrieg kam auch das von spendefreudigen Bürgern mit schweren Nägeln beschlagene Eiserne Kreuz zutage. Am Anfang dieses Jahrhunderts wurde das Gebäude auch für Zwecke der Feuerwehr benützt. Damals befand sich an der westlichen Außenseite ein bis zur Traufe reichendes eisernes Gerüst mit Stockwerkeinteilung. Daran führten die Mannschaften ihre Steig- und Sprungübungen durch.

Die ersten Überlegungen hinsichtlich der Verwendung der Heuscheuer für die Universität wurden Ende der 50er Jahre angestellt. Die Suche nach dem dringend benötigten Erweiterungsraum für die geisteswissenschaftlichen Fakultäten in der Altstadt lenkte das Augenmerk auf den zentral gelegenen, relativ großen und nicht sehr genützten Bau. Die eingeleiteten Kaufverhandlungen nahmen einen günstigen Verlauf und veranlaßten die ersten konkreten Bestandsuntersuchungen. Es erwies sich, daß die Holzbalken- und Stützkonstruktionen im Innern für keinen der möglichen Zwecke verwendbar waren und daß mit ihrer Entfernung auch der auf ihnen ruhende Dachstuhl fallen mußte. Rücksprachen mit dem Staatlichen Amt für Denkmalpflege stellten klar, daß einer Umgestaltung des Innern nichts im Wege stand, das Äußere aber unverändert erhalten werden sollte. Diese Erwägung geschah wohl weniger der Form des solide, aber kunstlos ausgeführten Bauwerkes wegen als vielmehr aufgrund seiner Bedeutung für die Heidelberger Stadtgeschichte und das vertraute Stadtbild an der Neckarfront.

Für die mit diesen Verhandlungen eingeleitete und fortan den Bau begleitende harmonische Zusammenarbeit mit der Staatlichen Denkmalpflege sind wir insbesondere dem verstorbenen Leiter dieses Amtes, Herrn Professor Dr. Lacroix, zu großem Dank verpflichtet, dessen stets gern gewährter Rat uns oft weitergeholfen hat.

So wurden die Konturen des Bauwerkes mit dem Ziel ihrer späteren Wiederherstellung genau vermessen und nach Abschluß der Kaufverhandlungen Ende 1963 mit dem Abbruch des Daches und der inneren Bauteile begonnen, in dessen Verlauf auch die beiden Giebel unter dem Krüppelwalmdach fallen mußten. Sie waren ab Traufhöhe in sehr dünnem Ziegelmauerwerk errichtet und hingen so stark über, daß sie nur noch von den auf ihnen lastenden Krüppelwalm-Konstruktionen gehalten schienen. Übrig blieben die vier gleichmäßig auf ca. 13 m Höhe aufragenden und 1,20 m bzw. 2,20 m starken Umfassungswände. Ein über der Mauerkrone sogleich angebrachter Beton-Ringanker und zwei brückenartige, die Längswände miteinander verbindende Unterzüge der späteren Dachdecke sicherten den Bestand fürs erste.

Doch auch die so einfach und massiv wirkenden Umfassungsmauern sollten noch Überraschungen bergen. Zwar erwiesen sich die Steine und der Mörtel bei der Materialprüfung als gut und tragfähig. Doch die genauen Untersuchungen, welche in der Folge zur Vorbereitung eines Standfestigkeitsgutachtens durchgeführt wurden, führten zur Entdeckung einer ganzen Anzahl unvermuteter Hohlräume im Mauerinnern. Die mangels jeglicher Bestandspläne schließlich aufgesuchten Hinweise aus den Stadtansichten Sebastian Münsters (1544) und Matthaeus Merian (1620), welche sich dabei als sehr zuverlässig erwiesen, brachten im Verein mit systematisch verteilten Probeschürfungen in der 2,20 m starken Westwand zwei



Heidelberg  
Heuscheuer  
im Mauerwerk  
des 18. Jahrh.:

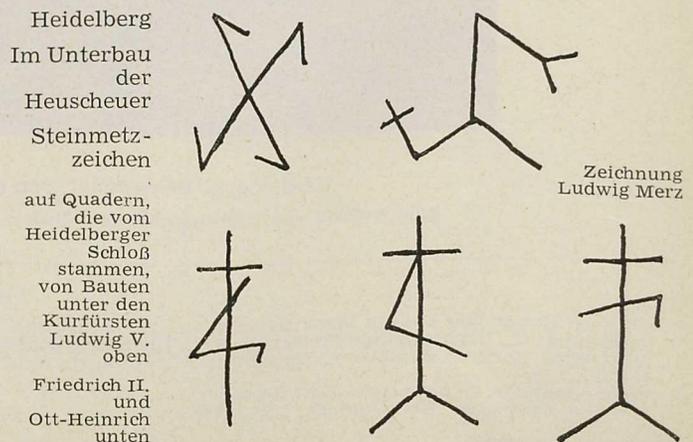
Säulenwalzen



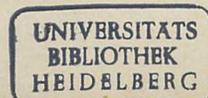
Quader  
vom  
Heidelberg  
Schloß

Aufnahmen  
Wagner

hender auf sie zu sprechen kommen.) Ihre bis zu neun Meter aufragenden Mauern konnten zweckmäßig für die Westwand und Teile der Giebel des zu errichtenden Vorratshauses und Heubodens für den Marstall genutzt werden. Die übrigen Wände erbaute man aus den von der Zerstörung her offenbar noch reichlich vorhandenen Trümmersteinen. So findet man in ihnen Teile eines geschmückten Gesimses, Säulenreste und andere Architekturstücke von Häusern der Stadt. Die Säulenwalzen (Abb.) könnten, nach ihrem Durchmesser zu schließen, von einem der Renaissanceportale an der Hauptstraße stammen, wie sie auf der Darstellung Merians zu finden sind. Unter anderem sind in die inneren und äußeren Fundamentmauern des Baues auch Quadersteine eingebaut, deren typische Randscharrierung und die Steinmetzzeichen beweisen, daß sie vom Schloß stammen (Abb). Nach mehrmaligem Nutzungswechsel während des 19. Jahrhunderts diente das Anwesen in den letzten Jahrzehnten der Stadt als eine Art Abstellkammer, und unter dem mächtigen Krüppelwalmdach bargen die schweren Bruchsteinmauern auf den Holzbalkendecken der fünf Lagergeschosse ein recht merkwürdiges Museum vergangener Nütz- und Festlichkeiten mit so kuriosen Schaustücken wie dem Selbstmörder-Leichenkarren, Theaterkulissen und den Fahnen und Prunkdekorationen



ZT 619 C  
9



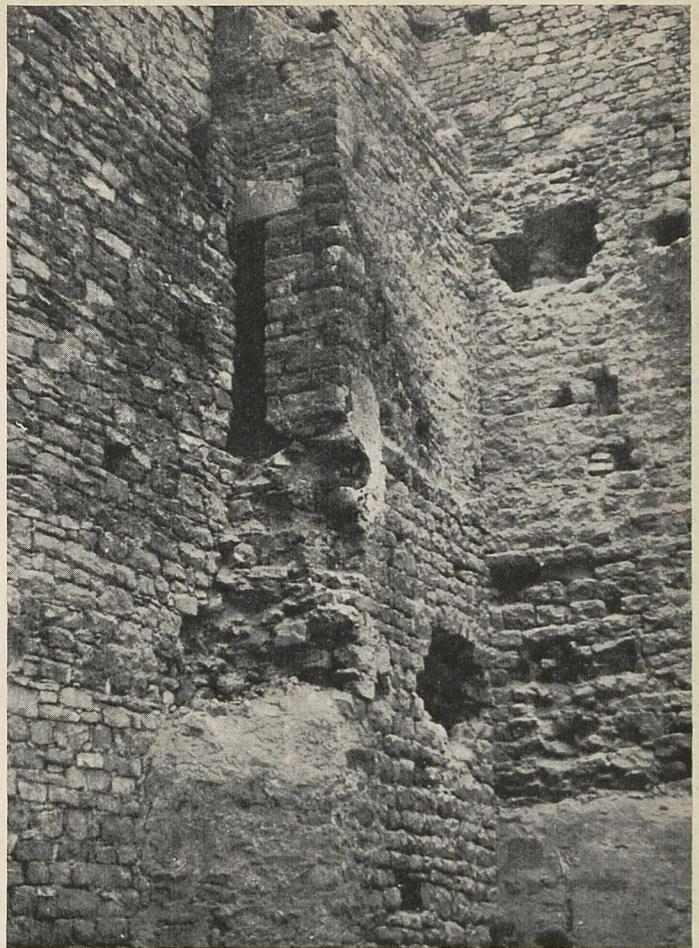
## Treppenaufgang zur Stadtmauer

Aufn. Zimmermann

in der Mauerachse liegende Treppenaufgänge zu Tage (Abb.). Sie waren 70 cm breit und noch gut begehbar und führten zu der alten Stadtmauer (Abb.) und weiter zu zwei ehemaligen Turmaufsätzen, auf die wir noch zu sprechen kommen. Außerdem wurden mehrere mit Schutt gefüllte und vermauerte Schießscharten sowie schließlich noch ein mannshoher und ca. 3,00 qm großer Raum gefunden, von dessen gewölbter Decke an geschmiedeten Krampen befestigte Fleischerhaken herabhingen. Dies ist vielleicht ein Hinweis auf die frühere Funktion des Baues als Zehntscheuer. Die Schießscharten sind an der Westseite des Baues noch zu sehen, während die dahinterliegenden auffallend tiefen Schießnischen vermauert wurden. Von ihnen aus konnte man einst das Vorgelände und den Stadtgraben bestreichen. Mit der Erweiterung der Stadt nach Westen und nach der Errichtung des Marstalls verloren sie an fortifikatorischer Bedeutung. Die Südwand enthielt die nur notdürftig vermauerte und mit Schutt gefüllte Scheuneneinfahrt des auf der Münsterschen Ansicht an dieser Stelle erkennbaren großen Hauses. Seine Grundmauern wurden in der Folge ebenso gefunden wie die Fundamente der auf dem späteren Merianstich dort erkennbaren Bauten. Die für weitere Planungen unangenehmste Entdeckung bestand jedoch darin, daß die 2,20 m starke Westwand und der gleichstarke Teil der Nordwand nicht in voller Breite belastbar waren, da sie im unteren Teil bis auf ca. 2,00 m über Erdniveau entgegen ihrem massiven Eindruck aus zwei Mauern bestanden, die im Abstand von 30 cm nebeneinander her liefen (Abb.). Die äußere und offenbar ältere war 1,50 m stark, beidhüptig und massiv gemauert und gründete in 4,00 m Tiefe knapp über dem Grundwasserspiegel. Die innere dagegen war mit schuttverfülltem Abstand als ca. 40 cm starke einhüptige Schale ausgeführt und nur 1,50 m tief in aufgeschüttetem Boden fundiert. Es handelt sich bei dem dicken und tief gegründeten Mauerzug anscheinend um einen Teil der frühmittelalterlichen Stadtmauer, welche in späterer Zeit erhöht und deshalb zuvor mittels der gefundenen Schale verbreitert worden war (Abb.).

Da auch die Ostwand längs der Großen Mangelgasse nur 1,50 m tief gegründet war und ein Bodengutachten belastbaren Baugrund erst in ca. 3 m Tiefe aufwies, mußten die gesamte Ostwand und stärker belastete Teile der Westwand zunächst in kurzen Abschnitten vorsichtig unterfangen und auf festen Grund herabgeführt werden, ehe mit dem eigentlichen Ausbau begonnen werden konnte. Bei diesen Freilegungen der Fundamente kamen ebenfalls Quader von Schloßbauten mit Steinmetzzeichen zum Vorschein. Die aufgefundenen Hohlräume wurden mit Beton verfüllt und mit Bruchsandsteinen geschlossen. Nur die Turmtreppe in der Südwestecke konnte, da in diesem Teil keine wesentlichen Belastungen durch den Neubau entstanden, erhalten werden und ist jetzt von der Haupttreppe her einzusehen (Abb.).

Eine von dem Archäologen Dr. Heukemes durchgeführte Bodenuntersuchung führte zu folgendem Ergebnis: In der Südwestecke des Baues wurde ein Fundamentgraben für eine Betonstütze ausgehoben, der Aufschluß über die Bodenaufschüttungen erbrachte (Abb.). Sie hat eine Tiefe von 2 m und besteht aus verschiedenen Schichten. Die oberste 1 m dicke Schicht besteht aus Lehm, mit Steinen, Scherben und Ziegelresten durchsetzt. Die nächstfolgende 25 cm dicke Schicht ist mit Scherben und Holzkohlen durchsetzt, offensichtlich also eine Brandschicht. Nun folgt der Aufbruch eines Kellergewölbes, unter dem sich zunächst eine 45 cm starke Schicht, durchsetzt von Schiefer- und Ziegelschutt, zeigte. Das Material schien von SW her eingefüllt worden zu sein. Darunter lag auf dem gewachsenen Boden eine 30 cm starke, scherbenreiche Schuttschicht, die sich durch die starke Durchsetzung mit Holzkohle als evtl. eingefüllter Brandschutt erwies. Die Funde in der Kellerauffüllung reichen in das 14. und 15. Jahrhundert zurück. Die Grabung führte noch 50 cm tief in den gewachsenen Boden, der aus verlehmtten Sanden und Kiesel-

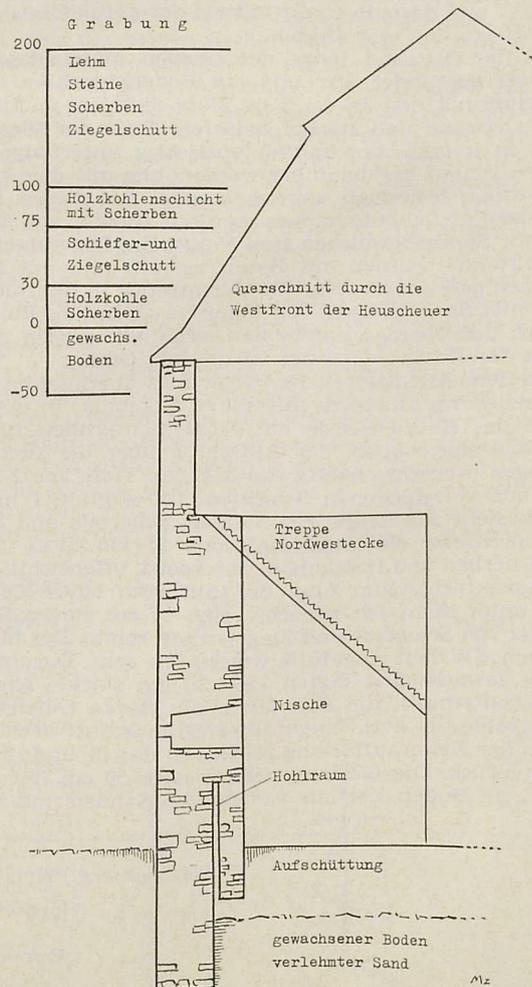
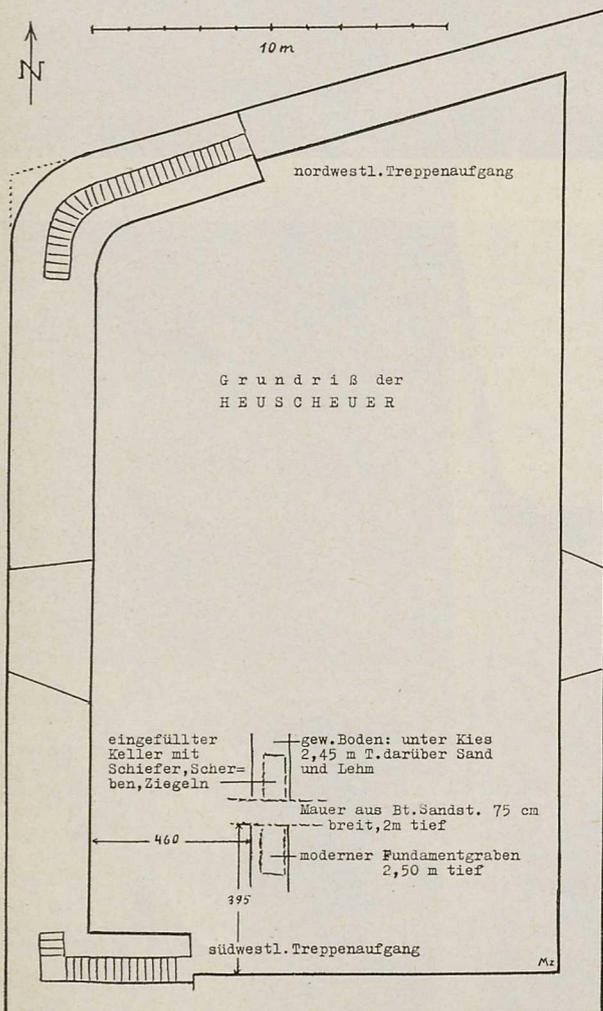


ablagerungen besteht. Soweit die Vorarbeiten, die geleistet werden mußten, ehe mit dem Ausbau begonnen werden konnte.

Zunächst wurden zwei Geschoßdecken eingezogen (Abb.). Es sind aufgrund der Hörsaalbedingungen schräg laufende Plattenbalkendecken mit abgestufter Oberfläche, die den Raum mit 85 cm Stärke und 13,50 m bzw. 15 m Spannweite frei überspannen und auf den alten Längswänden aufliegen. Um die Mauern am Auflager nicht in ganzer Länge bis zur Einsturzgefahr einschlitzen zu müssen, wurde nur jeder zweite der mit 85 cm Achsabstand angeordneten Plattenbalken aufgelegt, die übrigen vor der Wand durch Wechsel abgefangen. Eine zweiarmig betonierte, frei vor der Südwestwand stehende Treppe verbindet die Geschosse mit je drei Doppelläufen; die im spitzen Winkel der schräg laufenden Nordwand angeordnete Nebentreppe geht bis zum Dachgeschoß durch. Es folgte die in Verbindung mit dem vorher zur Sicherung aufgelegten Ringanker betonierte Dachdecke in Rippendeckenkonstruktion. Die Giebel unter den Krüppelwalmen wurden an der zur Straße weisenden Südseite aus den aufbewahrten alten Steinen und an der Nordseite nach Erschöpfung dieses Vorrates aus gleichformatigen und ähnlich getönten neuen Ziegeln hochgezogen, der neue Dachstuhl als freitragende Stahlbinderkonstruktion mit aufgelegten Holzsparren errichtet mit einer Mischung aus dunklen und mitteldunklen Rillenbiberschwanz-Ziegeln in Doppeldeckung geschlossen. Die entstandenen vier Geschosse gliedern sich grundrißlich wie folgt: Die südliche Hälfte des Erdgeschosses umfaßt die Eingangs- und Treppenhalle, zugänglich durch die beiden großen Scheunentore. In der nördlichen enthält ein frei eingestellter rechteckiger Installationskern die Sanitäräume und die Fernheizungsverteilung; der ringsum entlang der Außenwand entstandene Umgang beherbergt in direktem An-

schluß an die Halle die Garderoben. Das 1. und 2. Obergeschoß besteht aus je einem Hörsaal mit 230 bzw. 270 Plätzen, zugänglich vom südlich davon gelegenen Haupttreppenhaus sowie dem Dozentenzimmer und der Nebentreppe auf der Nordseite (Abb.). Die Hörsäle sind mit Lautsprecheranlage, Diadoppelprojektion mit Fernbedienung sowie Plattenspieler-, Rundfunk- und Fernsehanschlüssen ausgestattet. Sie sind künstlich belichtet und belüftet, da die vorhandenen Fenster wegen ihrer ungünstigen Lage nicht verwandt werden konnten. Eine Konvektoren-Grundheizung sorgt mit zusätzlicher Warmluft aus der Lüftungsanlage, welche im Sommer auch gekühlte Luft einblasen kann, für die Klimatisierung. Das Dachgeschoß enthält die hierzu notwendigen Maschinen und Verteilerkanäle.

Der gestalterische Grundgedanke der Ausbauplanung war, den Bestand der vier Umfassungswände in seiner rustikalen Struktur und blockig geschlossenen Wirkung nicht nur im Äußeren, sondern auch bis ins Innere hinein in möglichst nahtlosem Übergang ungebrochen zu erhalten. Das diesem Bestand einzufügende Neue sollte sich in seiner Form ganz klar erkennbar absetzen, im Material und in der Detailstruktur jedoch dem Bestande verwandte Töne anschlagen. Gewählt und im wesentlichen eingehalten wurde eine möglichst kleine Materialskala: Sandstein, Sichtbeton, ungestrichener Rauhputz, gekälkte Eiche. Die im rauen Bruchsandstein gemauerten Außenwände wurden auch im Innern außer in den Hörsälen überall sichtbar belassen und nur gereinigt. Ihnen fügt sich der in weißem Sandstein mit wenigen gliedernden Basaltlavafriesen ausgeführte Boden in Halle, Treppenhaus und Umgang an. In lasiertem Sichtbeton ausgeführt wurden die mit Basaltlava-Blockstufen belegte Haupttreppe, die Nebentreppe, deren Trittläche nur geschliffen wurde, die Stützen in Halle und Treppenhaus und sämtliche Deckenanschlüsse an das Bruchsteinmauerwerk. Rauhputz bedeckt die Untersichten der Decken in Treppenhaus und Halle und die Flächen der von diesen Räumen aus sichtbaren neuen Innenwände. Gekälkte Eiche wurde an fast allen Teilen des Innenausbauens von den Treppengeländern über die Türen, die Setzstufen der Hörsäle, das Hörsaalgestühl bis zu den Konvektorverkleidungen und Einbauschränken verwandt. Soweit Metall als Konstruktionselement an den Treppengeländern, feuerbeständigen Glasabschlüssen usw. verwandt wer-



Heidelberg. Heuscheuer.

links: Grundriß  
rechts: Querschnitt durch die Westfront

Mit Grabungsbefund

Zeichnungen Ludwig Merz

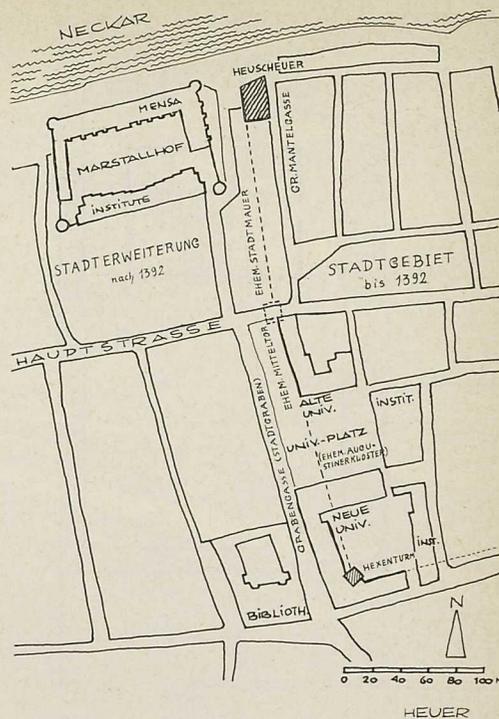
den mußte, ordnet es sich durch den einheitlichen Anstrich in lichtem Grau-Grün den von den Hauptmaterialien gesetzten Akzenten völlig unter. Die Skala wurde aus naheliegenden Gründen nur im Innern der Hörsäle ergänzt, welche Lino-leumböden, feinstrukturisierten graugrünen Ispo-Putz und eine Soundex-Decke erhielten.

In bewußtem Gegensatz zur gewählten Materialskala steht nur die in der Südwand zwischen die Haupttreppenpodeste eingespannte, wandteppichartig vom Erdgeschoßboden bis zur Dachdecke reichende 13 m hohe und 3,50 m breite Reliefwand, gebildet aus den 24 großen Tafeln der Gipsabgüsse eines römischen Grabmals des 3. Jahrhunderts mit stark plastischen figürlichen Darstellungen (Abb.). Von Spotlight angestrahlt erhebt sich dieser Blickfang als Hauptakzent der Treppenhalle in hartem, von Schlagschatten konturiertem Weiß vor der dunklen Bruchsteinwand. Die 1905 gegossenen Platten stammen aus Beständen des Archäologischen Instituts der Universität, dessen Vorlesungen künftig in der Heuscheuer gehalten werden. Eine Inschrift auf einer Sandsteintafel an der Ostseite der Eingangshalle erinnert an die historische Bedeutung des Bauwerkes.

Das Äußere des Baues blieb im wesentlichen unverändert. Das Dach ist bis ins Gesimsdetail dem früheren nachgebildet. Der Nordgiebel wurde in gleicher Fensteraufteilung wie der alte wiederaufgerichtet. Lediglich zwei kleinere Rundfenster wurden weggelassen, da sie zur Aufteilung der einer anderen

Heidelberg  
Lageskizze  
der  
Heuscheuer  
(Ausschnitt)

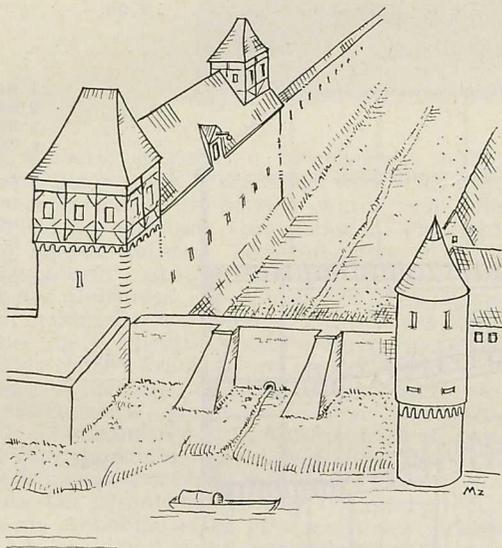
mit  
ehemaliger  
mittelalterl.  
Stadt-  
befestigung



Heidelberg

Nordwestl.  
mittelalterl.  
Stadt-  
befestigung,  
„Frauenturm“

Nach dem  
Holzschnitt  
von  
Sebastian  
Münster  
(Ausschnitt)  
1544



Bauperiode entstammenden übrigen Fenster in unschöner Proportion standen. Der Südgiebel mußte verändert werden. Um die großflächigen Ausblasöffnungen der Lüftungsanlage und der feuerpolizeilich geforderten Rauchabzüge nicht in Erscheinung treten zu lassen, wurde er in durchbrochenem Mauerwerk im sogenannten Scheunenverband ausgeführt, dessen flächige Struktur sich dem Bauwerk jedoch gut einfügt. Eine Reinigung der äußeren Mauerwerksflächen unterblieb, da sie bei dem allgemein gesunden Zustand der Mauer nicht notwendig war und da man vor allem nicht sicher sein konnte, wie weit der gewohnte Eindruck durch Entfernen der jahrhundertalten Patina zerstört werden könnte. Die Arbeiten beschränkten sich hier auf das Ausbessern oder Auswechseln schadhafter Gewände und das Auswickeln allzu großer Lücken. Die ehemaligen Lüftungslöcher der Scheune blieben soweit als möglich bestehen und wurden nur im Innern geschlossen. Die Fenster wurden zwischen den Gewänden in der Ebene des umgebenden Mauerwerks und in gleicher Struktur wie dieses zugemauert, lediglich am Nordgiebel blieben drei Öffnungen für die Dozentenräume und das Nebentreppenhaus. Die beiden Eingangstore erhielten Ganzglastüranlagen, welche den bruchlosen Übergang des Sandsteinmauerwerks, des vorherrschenden Gestaltungselements, von innen nach außen ermöglichen.

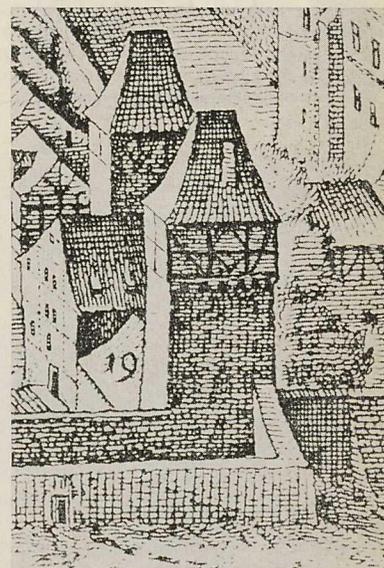
Nach einem halben Jahr Abbruch- und Sanierungsarbeit und weiteren eininhalb Jahren Bauzeit konnte das Gebäude am 27. Oktober 1965 seiner Bestimmung übergeben werden (Abb.). Damit fand die Baugeschichte dieses Bauwerks einen würdigen Abschluß, und es erhebt sich in diesem Zusammenhang die Frage ihres Anfangs. Dazu ist es notwendig, daß man sich aufgrund von alten bildlichen Darstellungen und Plänen eine Vorstellung von der mittelalterlichen westlichen Stadtverteidigung macht (Abb.). Vor der Stadterwei-

terung unter Kurfürst Ruprecht I. 1392 bildeten der Hexenturm, das Untertor (später Mittelort) und der Frauenturm im Verband mit der Stadtmauer und dem Stadtgraben den westlichen Abschluß der Stadt. Nach der Stadterweiterung, zu der die Gründung der Universität ein entscheidender Anlaß war, hat man die sogenannte westliche Vorstadt mit in den Stadtbereich einbezogen. Der Stadtgraben wurde bis auf ein kurzes Stück zwischen Frauenturm und Marstall zugeschüttet, und an der heutigen Sophienstraße entstand beiderseits des Speyerertores eine neue westliche Stadtverteidigung. Das nordwestliche Eckbollwerk der mittelalterlichen Stadt stand, wie bereits erwähnt, an der Stelle des heutigen Hörsaalgebäudes „Heuscheuer“. Es wird als „Frauenturm“, „Mantelturm“ oder auch als „Käfig“ bezeichnet und fand erstmals 1466

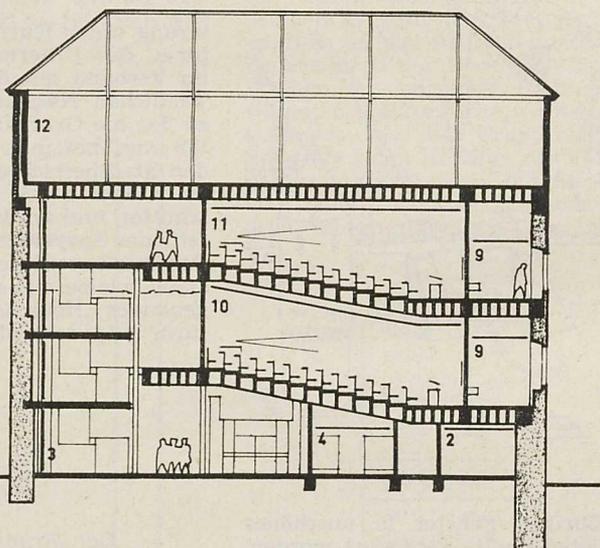
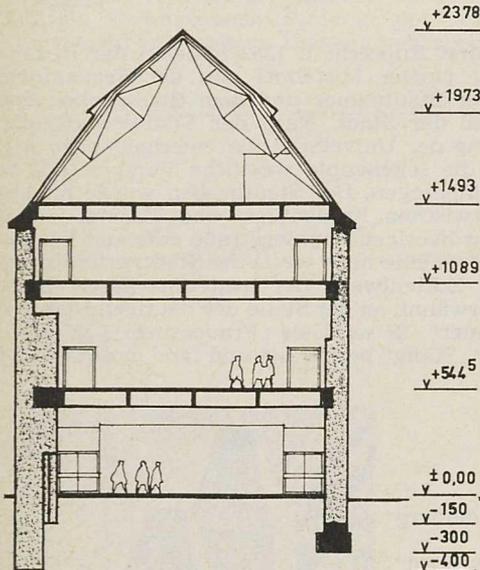
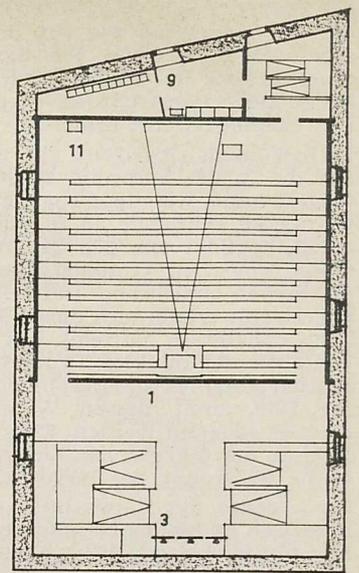
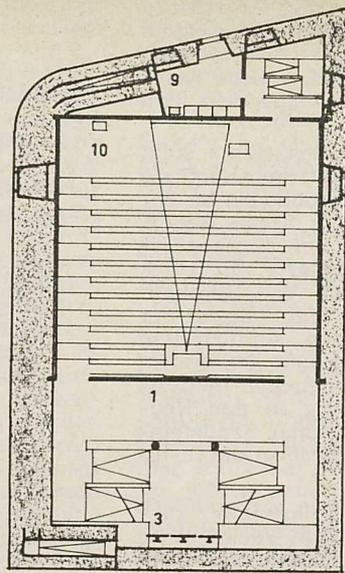
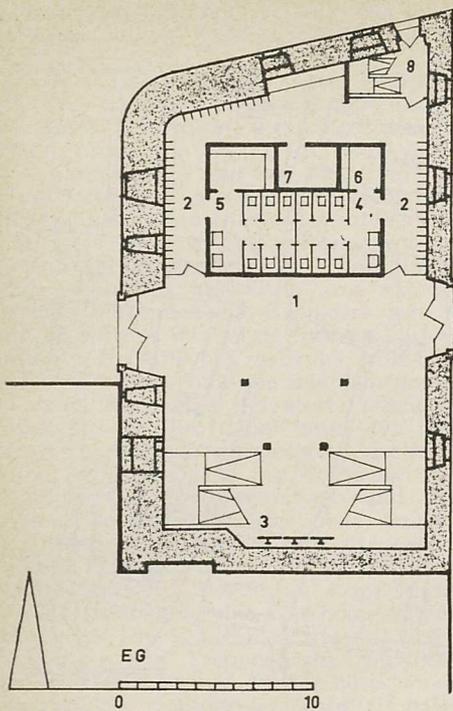
Heidelberg  
Der „Frauenturm“  
auf der  
Stadtansicht  
von Matth. Merian

Kupferstich  
(Ausschnitt)

1620



Erwähnung im Zusammenhang mit seiner Benützung als Gefängnis. Auf einer Darstellung von Sebastian Münster aus dem Jahre 1544 (Abb.) ist dieses Bauwerk deutlich als Eckturm eingezeichnet. Er springt nicht aus dem Zuge der Stadtmauer heraus, sondern fügt sich nahtlos ein. Den oberen Abschluß bildet ein Fachwerkbau, ähnlich dem des auf dem Dachfirst aufsitzenden kleineren Aufbaus am Südende des Gebäudes. Die Dachtraufe verläuft in der Höhe der Stadtmauer; sie ist von einem Speicheraufzug unterbrochen. Auf späteren Darstellungen, so z. B. auf einer Handzeichnung eines niederländischen Malers um 1580 sowie auf einer Zeichnung um 1590 und auf einer Stadtansicht von Brueghel um 1595, ist kein Dach zu sehen. Der Fachwerkbau der Nord-



- 1 HALLE
- 2 Garderobe
- 3 Reliefwand
- 4 WC D
- 5 WC H
- 6 Putzraum
- 7 Heizverteiler
- 8 Nebentreppe
- 9 Dozentenräume
- 10 Hörsaal 230 PL
- 11 Hörsaal 270 PL
- 12 Lüftungsmaschinen

Heidelberg. Heuscheuer. Umbau in ein Hörsaalgebäude  
 Oben Grundrisse der Geschosse. Unten Quer- und Längsschnitt  
 Bauzeichnung des Universitätsbauamtes Heidelberg

westecke macht den Eindruck, als sei er auf die Stadtmauer aufgesetzt.

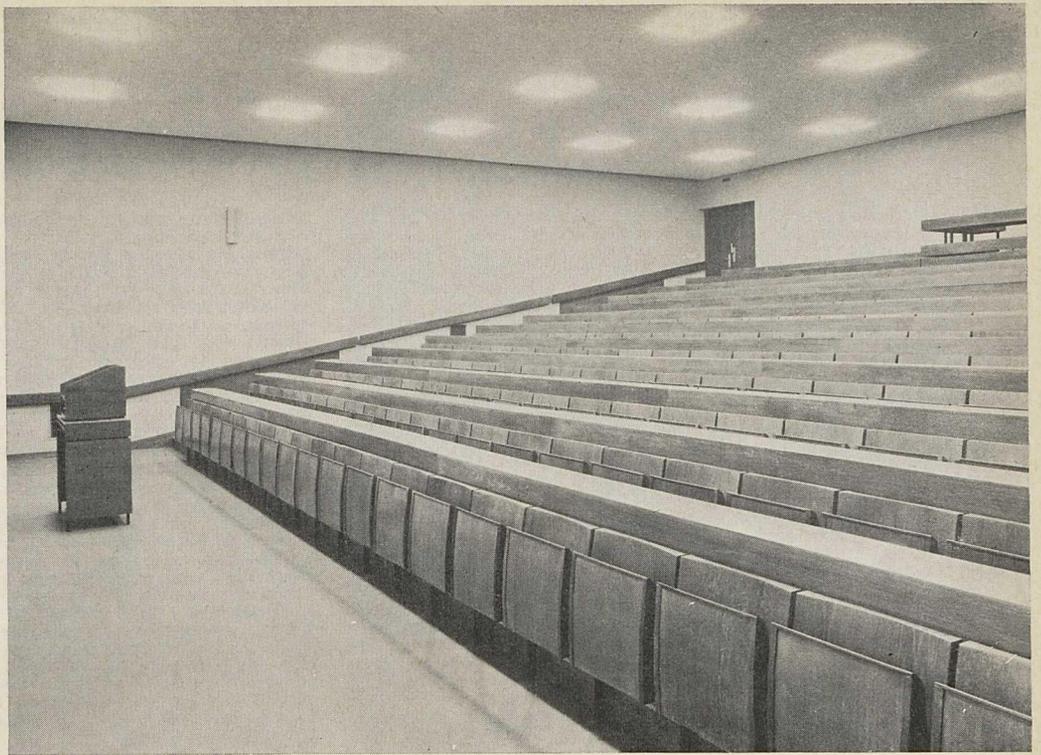
Auf der Stadtsicht von Merian, 1620, ist diese Nordwestbefestigung ebenfalls eingezeichnet (Abb.). Es handelt sich allerdings um eine Ansicht von Nordosten auf die innere Seite der Anlage. Deutlich zu erkennen ist jedoch wiederum der Fachwerkaufbau. Bei einem Vergleich mit der südwestlichen Stadtverteidigung, dem Hexenturm, dem noch heute stehenden massiven Wehrturm im Hof der Neuen Universität, erscheint der Frauenturm wesentlich schwächer. Auf der Merianischen Darstellung fällt weiterhin auf, daß das Mittelgebäude mit seiner Giebelseite nach Osten schaut und nicht nach Norden wie auf der Darstellung von Sebastian Münster. Im Orléansschen Krieg 1689/93 wurde der Frauenturm zerstört, und dann hat man in der Mitte des 18. Jh. die stehengebliebenen Mauerteile mit in die Heuscheuer eingebaut. Auf diese Weise sind uns einige Anhaltspunkte über die Anlage dieser Eckverteidigung erhalten geblieben. Zunächst spricht die stumpfwinklige und nicht rechtwinklige, abgerundete Ecke nicht für einen selbständigen, von Grund auf errichteten Wehrturm. Auch die zwischen der Mauer verlaufenden Trep-

penzugänge sind bei einer Turmanlage nicht üblich, da sie bei einem solchen im Turminnern hochführen. Außerdem wurden keine Grundmauern gefunden, die zu einem festen, ringsum geschlossenen Turm passen würden. Diese Feststellung deckt sich auch mit der Darstellung auf der Münsterschen Ansicht, wo sich die innere, südliche Turmkante nicht von der glatten Flucht der Stadtmauer abhebt. Das schließt jedoch nicht aus, daß der turmartige Fachwerkaufbau, der nach allen Darstellungen zweifelsohne an seiner West- und Ostseite auf Mauern ruhte, im Innern durch eine stabile Holzkonstruktion gestützt wurde.

Auf den Zeichnungen vor 1600 fehlt die Darstellung eines Daches auf dem Mittelgebäude. Der Grund hierfür könnte ein Brand sein, zumal die unterste Brandschicht für einen solchen spricht. Daß zwischen 1600 und 1620 einmal ein Umbau bzw. Neubau stattgefunden haben muß, das beweist die Darstellung von Merian, auf der die Giebelseiten im Vergleich zu den vorhergehenden Abbildungen um 90 Grad gedreht nach Osten und Westen schauen. Da der Frauenturm auf den Abbildungen nach dem Dreißigjährigen Krieg in derselben Form wiederkehrt wie 1620, so hat er diese Zeit wohl unbeschadet

Heidelberg  
Heuscheuer  
Hörsaal

Aufn. Artur Pfau,  
Mannheim



überstanden. Die zuoberst aufgedeckte Brandschicht müßte demnach der Zerstörung von 1693 zuzuordnen sein. Nach dem Ausbau der Ruinen in eine Zehntscheuer wurde wohl die oberste ca. 1 m dicke Aufschüttung vorgenommen. Vielleicht können auch die beiden üblichen Bezeichnungen, nämlich „Käfig“ und „Frauenturm“, über den inneren Ausbau und die Verwendung des Gebäudes etwas aussagen. Der Name „Käfig“ könnte so verstanden werden, daß ein Teil des Raumes, wahrscheinlich die nordwestliche Ecke, durch ein Gitter abgetrennt war. Der Name „Frauenturm“ besagt, daß es sich um weibliche Insassen handelte, die hier untergebracht waren. Sie hatten sicher keine „Malefizverbrechen“ begangen, denn solche Schuldige kamen in den Diebsturm, auch Hexenturm genannt, in Verwahrsam, der die südwestliche Stadtverteidigung bildete. Früheren Berichten zufolge vermutete man in der Mantelgasse ein „Frauenhaus“, was zweierlei bedeuten kann. Gegen die Annahme eines Freudenhauses spricht, daß man Ausübende des damit zusammenhängenden Gewer-

bes nicht hinter Gittern zu halten pflegte. Es liegt deshalb die Vermutung näher, daß diese Bezeichnung ein Arbeitshaus meint, wie es auch andernorts nachzuweisen ist. Der Rat der Stadt pflegte darin Frauen festzusetzen, die im Hause, in den Schenken und auf den Gassen unliebsam auffielen. Hier mußten sie tagsüber für einige Zeit gemeinnützliche Arbeiten leisten, während sie nachts hinter Gittern eingeschlossen wurden. Vermutlich war also der „Käfig“ ein solches Verwahrsam, das dem Eckturm die Bezeichnung „Frauenturm“ eintrug. Die dritte zuweilen verwandte Bezeichnung „Mantelturm“ entstand im Zusammenhang mit der Lage des Bollwerks an der Stadtmauer, dem „Mantel“, wie ja auch die dahinterliegenden Gassen die Große Mantelgasse und die Kleine Mantelgasse heißen. Hier in der Großen Mantelgasse waren die niedrigen Häuser der Stadtwächter dicht an die Stadtmauer angebaut, so wie jenes Häuschen, das sich auf einer unserer Abbildungen an die mächtige Giebel-front des Hörsaalgebäudes „Heuscheuer“ anlehnt.

Heidelberg  
Heuscheuer  
Treppenhaus

mit Reliefabgüssen  
eines römischen  
Gräbmals  
des 3. Jahrh.  
in Adamklist (Rumänien)

Aufn. Artur Pfau,  
Mannheim

